

GIBBON UND DER ATHEISMUS

aus: »Fritz Mauthner,
Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande«
Bd. III, 11. Abschnitt, Die große Revolution, p. 454 ff., 1920

... Edward Gibbon (geb. 1737, gest. 1794) könnte ebenso gut den englischen Freidenkern wie den französischen Enzyklopädisten angereicht werden. Dass er sein erstes Buch in französischer Sprache verfasste, das möchte noch aus dem Zufall seiner Entwicklung und aus literarischem Ehrgeiz (Französisch schien ihm im 18. Jahrhundert die Weltsprache wie das Lateinische im Mittelalter) erklärt werden können; aber er war höchstens in seiner Arbeitsmethode ein Engländer, nicht in seinem Geschmack, nicht in seinen Lebensgewohnheiten. Er hatte in Lausanne, wie er selber sagt, aufgehört ein Engländer zu sein. Als gefestigter Mann flüchtete er aus dem gehassten London nach dem halben Landleben, nach Lausanne zurück und segnete täglich diesen Entschluss; es ist nur ein Zufall, dass er in London starb, auf einer Reise, die er einem Freunde zuliebe unternommen hatte. Ein Weltbürger wie bald darauf Lord Byron.

Frühreif beschäftigte sich schon der Knabe zu Oxford mit geschichtlichen und religiösen Fragen; in der Wissenschaft schritt er weiter, in der Religion verfiel er von einem Extrem in das andere. Seine Mutter hatte ihn in den Gewohnheiten der englischen Kirche erzogen, ihm einen Abscheu gegen Ketzerei und Unglauben eingeflößt, ihn aber doch erraten lassen, dass sie es mit der Dogmatik nicht streng nahm. Auf der Hochschule verpflichtete man auf die 39 Artikel, welche von den Schülern leichter unterschrieben als gelesen, leichter gelesen als geglaubt wurden. Der sechzehnjährige Edward suchte die beste Religion und blieb bei diesen Qualen sich selbst überlassen. Der Einfluss eines Mitschülers und die Schrift Bossuets über die protestantische Kirche bestimmten ihn, katholisch zu werden, nicht nur innerlich, sondern auch (1753) durch einen förmlichen Übertritt. Das war nach damaliger englischer Anschauung soviel wie Hochverrat. Sein Vater war kein Frömmeler, aber er beantwortete den Schritt des Sohnes mit aller Härte; Edward, der bis dahin auf dem Fuße eines wohlhabenden jungen Engländers leben durfte, wurde mit Enterbug bedroht und sofort nach Lausanne verbannt, wo er im Hause eines reformierten Geistlichen enge Verhältnisse kennen lernte. In seiner Selbstbiographie scheint Gibbon selbst über diese seine katholische Verirrung zu staunen; wir sind in der Psychologie weiter gekommen und staunen nicht darüber, dass der spätere Atheist in den Jahren, da die Kritik der ererbten Religion in ihm erwachte, zu der konsequentesten aller christ-

lichen Konfessionen flüchtete. Gibbon entschuldigt seinen Katholizismus mit zwei Beispielen: Chillingworth, der sich später als einen Socinianer, also als einen Unchristen bekannt machte, war einst katholisch geworden; und Bayle, der sich später einen wahren Protestanten nannte, weil er gegen alle Systeme und alle Sekten protestierte, war bekanntlich ebenfalls als Jüngling für einige Zeit katholisch gewesen. Die Dutzendmenschen bleiben zeitlebens bei der Religion, in die sie durch Erziehung und Gewohnheit hineingestellt worden sind; die kühnsten Freidenker sind in den Jahren glühender Schwärmerei oft Gottsucher gewesen und dabei auf Abwege geraten, weil es ihnen ernst war um das Ziel.

Der Geistliche in Lausanne war ein kluger Erzieher. Er gab seinem ungewöhnlich begabten Zögling nur die notwendigsten Anleitungen und ließ ihn dann seinen eigenen Weg gehen. So gab er ihm die Bibel in die Hand und Gibbon tastete sich selbst binnen Jahresfrist aus dem Katholizismus heraus, wohl nicht zum Calvinismus, sondern schon damals zu einer überlegenen Gleichgültigkeit gegen alle religiösen Fragen. Übrigens zog Gibbon ja in der französischen Schweiz den englischen Adam aus; in den ersten Monaten war ihm die französische Sprache ebenso unbequem wie die französische Kost, er entsetzte sich als verwöhnter Engländer über seine kleine und schlecht eingerichtete Stube, über den Mangel eines geselligen Kaminfeuers, über die unsichtbare Wärme des Kachelofens; aber am Ende wurde ihm die Französische Sprache für die Unterhaltung wie für die Behandlung wissenschaftlicher Aufgaben geläufig; er lernte den größten Schriftsteller der Zeit, den Einsiedler von Ferney, persönlich kennen, der damals (1757–1758) bei Lausanne lebte und der Bevölkerung und sich selbst das Vergnügen machte, seine Stücke von einer Liebhabertruppe aufführen zu lassen, auch in eigener Person mitzuspielen. Der junge Gibbon wurde als ein junger Engländer aus guter Familie von dem fürstlichen Schriftsteller sehr freundlich aufgenommen. Eine methodische Wirkung übte die Bekanntschaft mit Voltaire auf den Geschichtsschreiber Gibbon nicht aus. Dieser lobte natürlich die Toleranzideen Voltaires, machte sich aber (in seinen Memoiren) über Voltaires Sucht zu generalisieren nicht übel lustig. Jedenfalls besuchte er so oft wie möglich Voltaires französische Bühne und gelangte so weit, dass ihm das regelmäßige Drama der Franzosen lieber wurde als das »gigantische Genie Shakespeares, das zu verehren dem Engländer Pflicht gewesen wäre.« Er verliebte sich sogar in eine nach Schweizer Sitte frei erzogene Französin, Fräulein Curchod, die zu heiraten sein Vater ihm freilich nicht gestattete; sie blieb ihm bis zu seinem Ende eng befreundet, als Frau des Ministers Necker.

Nach fünf Jahren durfte er aus der Verbannung zu seinem Vater zurückkehren. Doch er fühlte sich in England nie mehr recht zu Hause, sehnte sich nach der Schweiz zurück; das Leben eines englischen Landedelmannes war nicht mehr nach seinem Geschmack, er war kein Jäger und kein Reiter. So



Edward Gibbon, Zeichnung von David Levine

Dieses hier ist nicht die beste Karikatur von David Levine, welcher Mangel wohl der Tatsache geschuldet ist, dass dem Zeichner (20. Jh.) nur die Kopie einer Kopie vorgelegen haben dürfte. Immerhin aber hat er sich dazu verstanden, aus der Darstellung von Gibbons in der Tat grotesk-pathologischem Embonpoint – fast – jeglichen zeichnerischen Spott herauszunehmen und sein Sujet allenfalls freundschaftlich zu necken: mehr davon wäre denn doch zu billig gewesen für einen Graphiker seines Formates. Möglicherweise kannte Levine auch seine Kranken- und Leidensgeschichte und Pietät bestimmte ihn, die Schärfe aus seinem Stift zu nehmen. Von den drei Abbildungen gefällt mir nach längerem Zusehen diese sogar am besten: die Physiognomie ist die lebhafteste, und der Meister der literarischen Ironie wird eine kleine Portion darstellerischer Spöttelei sicherlich anerkennen und goutieren, und wäre er auch wie in diesen Falle selbst der Leidtragende.

fand er es ganz in der Ordnung, dass seine erste Schrift, über das Studium der Literatur, die er – wie gesagt – in französischer Sprache zu zweiundzwanzig Jahren verfasste, aber erst zwei Jahre später herauszugeben wagte, in Frankreich eine bessere Aufnahme fand als in England. Auf Wunsch seines Vaters wurde er dann Offizier, für wenige Jahre. Gegen Ende des Siebenjährigen Krieges riss er sich los und machte seine erste Reise nach Paris, wo er als ein schriftstellernder Amateur in dem Kreise von Diderot und d'Alambert freundlich aufgenommen wurde. Von Paris begab er sich über sein geliebtes Lausanne nach Italien; dort, zwischen den Ruinen der ewigen Stadt, als er die Bettelmönche im Tempel Jupiters ihre Vesper singen hörte, tauchte in ihm zum ersten Male die Idee auf, den Niedergang Roms (zunächst nur der Stadt) zum Gegenstande seiner Lebensaufgabe zu machen. Gibbon selbst stellt es so dar, als hätte er nur den Beruf zum Geschichtsschreiber unabweisbar in sich gefühlt, als hätte er aber den Stoff für sein einziges, großes Werk nicht zufällig gewählt. In Wahrheit war Gibbon Schriftsteller im Dienste seiner eigenen, rebellischen Neigungen; er hatte zunächst angefangen, mit einer Geschichte der Schweiz einen Beitrag zur Entwicklung der politischen Freiheit zu entwerfen; als sein Vater 1770 gestorben war und Edward Gibbon nach vielen geschäftlichen Scherereien aus dem Erbe ein kleines Vermögen gerettet hatte, das ihm bei großer Sparsamkeit ökonomische Unabhängigkeit gewährte, machte er sich zum ersten Male einen Lebensplan und der bestand wesentlich in dem Entschluss, seine ganze Arbeit der Abfassung des Werkes zu widmen, das nicht mehr und nicht weniger als die weltgeschichtliche Katastrophe der geistigen Freiheit behandeln sollte: die Vernichtung der hohen antiken Kultur durch das Aufkommen des Christentums. Denn das ist die Tendenz, in manchen Kapiteln die offene Tendenz seines weltberühmt gewordenen Werkes »History of the Decline and Fall of the Roman Empire.«

Wie andere englische Philosophen und Gelehrte sollte auch Gibbon sich dem Staatsdienste widmen; er wurde Mitglied des Unterhauses, erhielt für eine politische Schrift, die er als ein Advokat seiner Partei abgefasst hatte, ein sehr einträgliches Amt, aber die Abhängigkeit von Politikern war auf die Länge nicht seine Sache.

Er war kein einseitiger Büchermensch, er wusste mit den Menschen und ihren Geschäften Bescheid; doch er war weder ein Mann der Tat noch der Rede und besaß, bei aller Freude an einem gesicherten Auskommen, keinen Erwerbssinn. Sein Vater hatte ihn schon in seinem 23. Jahre zum Mitglied des Unterhauses machen wollen; in einem köstlichen Brief hatte Gibbon diesen Plan seinem Vater ausgeredet und gebeten, das Geld, das die Wahl kosten würde, lieber für eine Reise durch Frankreich, die Alpen und Italien ausgeben zu dürfen. Als er sich nun, ein angesehener Mann geworden, doch zu einer politischen Tätigkeit bereden ließ, mochte die Hoffnung mit-

gesprochen haben, binnen kurzem als Minister selbst Geschichte machen zu können. Zur Selbständigkeit, zu einer Führerstellung vermochte er sich in seiner politischen Laufbahn nicht zu erheben; und als die Partei, der er sich ergeben hatte, zu unterliegen schien, folgte er kurz entschlossen einem lang gehegten Wunsche: er ließ sich dauernd in Lausanne nieder, wo er gemeinsam mit einem Freunde in bescheidener Behaglichkeit lebte. Stetig, ohne sich zu überstürzen, ohne sich zu ermüden, schaffte er an seinem Geschichtswerke, dessen letzte Zeile er wenige Tage vor dem Bastillenkrieg niederschrieb. Für die geistige Erholung genügte ihm ein geselliger Verkehr mit einigen Nachbarn; doch war er schon durch die ersten Bände seines Buches ein berühmter Mann geworden, und bald fehlte es nicht an angesehenen Besuchern von nah und fern. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte er sich fast ausschließlich mit der Abfassung seiner Memoiren, die ein Muster von eitelkeitslosem Selbstbewusstsein und feiner Selbstkritik geworden sind.

Der französischen Revolution stand er, der Verteidiger jeder Freiheit, feindlich gegenüber, machte das schroffe Urteil Burkes zu dem seinen, ja er, der Atheist, ging soweit, dessen Eintreten für die kirchlichen Einrichtungen gut zu heißen. Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich diese entschiedene Parteinahme für die Sache der Ordnung, etwa wie Schopenhauers reaktionäre Gesinnung von 1848, aus dem einfachen Egoismus des Denkers erkläre, der seine Kreise durch keinerlei Unordnung stören lassen will; Gibbon war so wenig Demokrat, dass er sich darauf vorbereitete, beim ersten Anzeichen demokratischer Unruhen die Schweiz zu verlassen. Er dachte daran, in einem Totengespräch zwischen Lukianos, Erasmus und Voltaire seine Meinung darzustellen: ein alter Aberglaube dürfe nicht der Verachtung eines blinden und fanatischen Pöbels preisgegeben werden.

Seine Aufgabe betrachtete er als erfüllt durch sein Geschichtswerk. Seinen Ruhm genoss er froh, ohne den Ruhm zu überschätzen. Todesgedanken kümmerten ihn nicht, als es bereits mit seiner Gesundheit abwärts ging und seine Freunde durch seinen krankhaft gewordenen Leibesumfang ängstlich gemacht wurden. Im Frühjahr 1793 starb die Frau seines Freundes Lord Sheffield. Gibbon möchte sofort nach England, seine Anteilnahme zu beweisen, vielleicht auch, um mit der nahen Revolution in der Schweiz nicht in Berührung zu kommen. Die Reise durch Frankreich ist in diesen Kriegsläufen unmöglich; er wählt den Weg über Frankfurt a.M. durch Deutschland, der auch nicht ungefährlich ist, gelangt glücklich nach London und stirbt dort am 16. Januar 1794.

Gibbons kühle, beinahe ironische Haltung gegen das Christentum erregte in England fast allgemein Anstoß. Besonders die Historiker, deren Ruhm durch ihn verdunkelt wurde, erschrakten über diesen neuen Ton. Robertson

meinte, dieser verletzende Indifferentismus würde dem Absatz des Buches schaden. So etwas hätte ein Mann von Gibbon auf sich genommen. Da erstand ihm aber unerwartet ein Gegner, der weder zu den Rechtgläubigen noch zu den Fachgenossen gehörte und der etwas zudringlich volle Aufrichtigkeit von Gibbon verlangte. Es war Priestley (1733-1804), berühmt als Physiker, der ebenbürtige Nebenbuhler Lavoisiers, in der Psychologie ein Schüler Lockes und eigentlich schon Materialist, der das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele lehrte; von Hause aus war er Prediger – ein gereinigtes Christentum. Dieser Priestley veröffentlichte ein Buch über die Verderbnis des Christentums und schickte es dem unchristlichen Geschichtsschreiber Roms zu, als eine Herausforderung. Gibbon antwortet (Januar 1783) sehr bitter; Priestley sei noch ungläubiger als er, weil er urteile, wo der Geschichtsschreiber nur berichte. Priestley werde nicht verbrannt werden wie sein Vorgänger Servet, aber seine Schriften werden ebenso der Vergessenheit anheim fallen; von Servets Büchern werde höchstens noch das über die Dreieinigkeit gelesen, aber nur darum, weil es die erste Ahnung vom Blutkreislauf enthalte. Die deutliche Meinung ist: Priestley solle bei seinen Leisten bleiben und sich nur mit physikalischen Fragen beschäftigen.

Die Gegenäußerung Priestleys (Februar 1783) wäre in der Form unverzeihlich, wenn da nicht in der Sache die Hinterhältigkeit der allermeisten Gegner des Christentums getroffen wäre. Priestley bewundere an Servet den Mut, für seine Überzeugungen zu sterben; in dem Werke von Gibbon bestehe ein Widerspruch zwischen dem Wortgebrauch und der Gesinnung. »Ich scheue mich nicht, ein solches Benehmen sehr unwürdig und niedrig zu nennen; übrigens werden sie fühlen, dass eine solche Schreibart bei ihrem ersten Erfinder geistreich und reizvoll war, jetzt aber zu oft nachgeahmt worden ist, um meine Geringschätzung nicht zu verdienen.« Gibbon lehnte jeden weiteren Briefwechsel schroff ab und verbat sich jede Belästigung. Priestley aber veröffentlichte die Briefe; er hatte zumeist an der »ironischen Schreibart« Anstoß genommen.

Während Theodor Mommsen den vierten Band seiner Römischen Geschichte, wie ich von ihm selbst gehört habe, zu einer Darstellung der Entwicklung des Christentums gestalten wollte, anders als der atheos Gibbon, wahrscheinlich kritisch und rein historisch im Gegensatz zu dem aufklärerischen und antichristlichen Standpunkte des Engländers, scheint Gibbon selbst sein großes Werk über den Verfall und Untergang des Römischen Reiches zumeist geschrieben zu haben, um in vorsichtiger Form seinen Hass gegen das Christentum auszusprechen. An einem solchen Hasse zu zweifeln ist kaum mehr möglich, wenn man die Bände ohne Vorurteil gelesen hat und beachtet, dass Gibbon von früher Jugend an religiösen Fragen einen heftigen Anteil nahm und dass die oft sehr antichristlichen englischen Deisten seine Lehrmeister waren. Sein Hass und wohl auch seine Vorsicht vereinigten sich,

so dass eben Ironie die herrschende Form seines Vortrages wurde; diese Ironie ist heute, nach dem tapferen Vorgehen von Strauß und Feuerbach, nicht mehr ganz so erfreulich, wie sie auf den Ausgang des 18. Jahrhunderts wirken mochte. Man muss sich aber dieses Grundzugs der Ironie bei Gibbon immer wieder erinnern, will man seine Ausdrucksweise an hundert Stellen nicht missverstehen. Das ganze Werk ist so mit Ironie durchsetzt, dass Beispiele überflüssig sind. Es ist nicht die blutige, direkte Ironie eines Swift oder Loscow, die den Leser auffordert, jedes Mal das Gegenteil des ausgesprochenen Urteils an seine Stelle zu setzen; es ist vielmehr die künstlerische Ironie, die man so oft in den Reden Bismarcks wahrnehmen kann und die man noch deutlicher aus Bismarcks Vorträge heraushören konnte: das abfällige Urteil wird durch ein so höfliches Wort ausgedrückt, dass der Leser ein möglichst unhöfliches einzusetzen geneigt ist. Ein Grieche fordert z.B. den Bischof von Antiochia auf, nur einen einzigen Verstorbenen aufzuwecken und verpflichtet sich sodann, das Christentum anzunehmen. Gibbon fügt hinzu: »Es ist merkwürdig, dass dieser Prälat es für dienlich hielt, eine solche ehrliche und vernünftige Aufforderung abzulehnen.« Es wäre leicht, eine lange Reihe von grauenhaften Leidensgeschichten der Märtyrer zusammenzustellen; aber, sagt Gibbon, »ich bin zweifelhaft, wie viel ich davon nacherzählen soll, solange ich noch nicht überzeugt bin, wie viel ich davon zu glauben habe.«

Man sieht: Der Aristokrat Gibbon, der die Revolution verabscheute, bekannte sich so offen wie nur möglich zum Atheismus.

ABBILDUNGEN

**Es ist ein Bedürfnis des Geistes,
den Gegenständen einen Gedanken abzugewinnen.
Irgendeinen, ob nun falsch oder richtig.
Ohne dies ist am Ende alles beliebig.**

*Nach Johann Peter Eckermann,
Gespräche mit Goethe, 1830*

I
RÖMISCHER ALLTAG



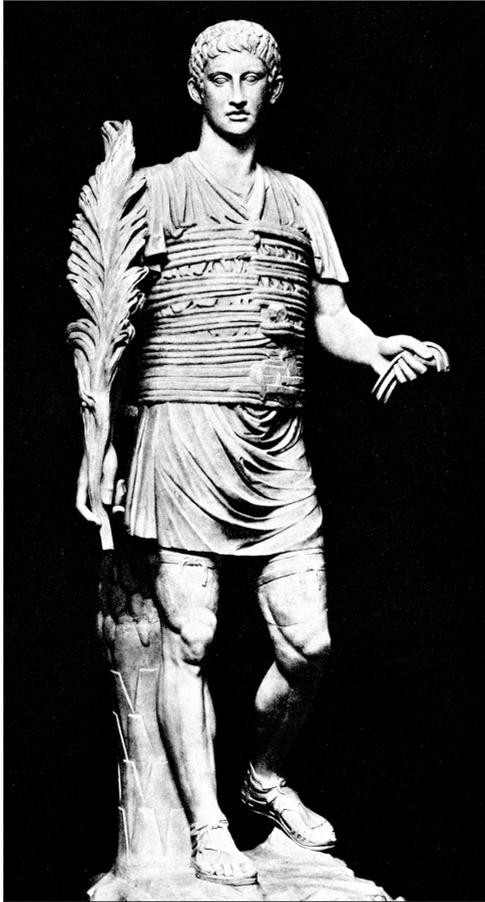
Schul-Szene. Flachrelief
Rom, Vatikanische Museen

Die römischen Privatschulen (eine allgemeine, staatlich kontrollierte Schulpflicht gab es nicht) waren kein Ort der geistigen Schwerathletik: der Lehrer (2.v.l.) ist durch seine Barttracht zwar als Intellektueller (ein Grieche am Ende? Die waren besonders wertvoll!) gekennzeichnet, aber er muss, wenig passend, in einen stupiden Pauk- und Drillunterricht, emulgiert mit Schrei- und Prügeleinlagen, seinen Privatschülern die Grundrechenarten sowie Schreiben und Lesen beibringen. Ich kann nicht ausschließen, dass der Schüler ganz rechts zu spät gekommen ist und einer Begrüßung gewärtig sein darf, die über ein flüchtiges Grüßen mit der Hand weit hinausgeht. Das Sozialprestige solcher Elementar-Lehrer (*magister ludi*) war gering, denn ihr Beruf wurde überwiegend von Sklaven oder gebildeten Freigelassenen ausgeübt. Außerdem war die Zahlungsmoral der Eltern notorisch schlecht, Ansehen genossen allenfalls die Lehrer für Erwachsene, und hier wiederum die hochqualifizierten Rhetoriklehrer.



Römischer Legionär

Der Ewige Soldat. hier ein Exempel aus der Römischen Schule. Dies wäre also der Mann, ohne den »Cäsar Gallien nicht besetzt« und ebenso gut das Imperium sich nicht über Jahrhunderte ihrer anstürmenden Feinde erwehrt hätte: Seine Bewaffnung ist unvollständig, es fehlen Schwert, Schild, Lanze und Speer – also alle Fern – und Nahdistanzwaffen – aber auch die Rüstung scheint mir bemerkenswert: sie ist sofort als römisch zu identifizieren, und wenn im Laufe der Zeit Änderungen vorgenommen wurden – und das wurden sie – dann waren es jedenfalls keine grundlegenden. Im Grunde wurde erst nach der Erfindung und allgemeinen Einführung der Handfeuerwaffen die Metall-Rüstung in den Kriegen zwischen den christlichen Völkern des Abendlandes überflüssig (und ist es bis in unsere Gegenwart geblieben). Den Typus »Ewiger Soldat« aber findest du heute noch. Überall.



Siegreicher Rennfahrer

Der Zügel in der Linken weisen auf den Lenker eines Rennwagens und Helden einer Zirkuspartei hin, das Palmengrün in der Rechten auf einen unverwelklichen Sieg. Vielleicht erinnert sich der Leser an den berühmten Wagenlenker von Delphi, welcher nach der wohlbegründeten Meinung einiger Exegeten den Augenblick zeigt, als er nach seinem Sieg eine Ehrenrunde fährt und dabei in ruhiger Gefasstheit den Jubel den Publikums einsammelt. Er und unser Wagenlenker sind in noch junglichem Alter, und beide müssen das Erlebnis ihres (möglicherweise ersten) Sieges erst noch verarbeiten. Beeilt euch damit, nichts ist vergänglicher als sportlicher Ruhm!